

ISSN 1560-6325 | ISBN 978-3-901989-21-6 € 15,-

23<sup>2010</sup>

# polylog

ZEITSCHRIFT FÜR INTERKULTURELLES PHILOSOPHIEN



# GELD

Mit Beiträgen von KARL-HEINZ BRODBECK, SIMRON JIT SINGH,  
JESÚS CRESPO CUARESMA, ZAHID ZAMIR, GERHARD SENET,  
BENEDIKT WALLNER, MARTINA SCHMIDHAUSEN, HASSAN HANAEL  
und anderen

SONDERDRUCK



G  
E  
L  
D

5

KARL-HEINZ BRODBECK

*Das Geld, die Null und das Subjekt  
der Moderne*

17

SIMRON JIT SINGH

*Vom Überfluss zur Knappheit:  
Handel und Geld auf den Nikobaren*

45

JESÚS CRESPO CUARESMA

*Was wissen Ökonomen über Geld?*

55

ZAHID ZAMIR

*Wirtschaft ohne Zins:  
Mythos oder Realität?*

69

GERHARD SENFT

*»... ein krankhafter Zustand des  
Geldmarktes«  
Die Finanzkrisen von 1873 und 2007/08  
im Vergleich*

83

BENEDIKT WALLNER

*Geld ist nicht*

FOLM  
polylog

97

HASSAN HANAFI

*Nachruf auf den marokkanischen  
Philosophen Mohammed  
Abed Al-Jabri*

101

MARTINA SCHMIDHUBER

*Ist Martha Nussbaums Konzeption  
des guten Lebens interkulturell  
brauchbar?  
Einige interkulturelle Aspekte des  
Fähigkeitenansatzes*

114

REZENSIONEN & TIPPS

136

IMPRESSUM

149

POLYLOG BESTELLEN

JESÚS CRESPO CUARESMA

# Was wissen Ökonomen über Geld?

Übersetzung: Regina Berger

»Du denkst also, Geld sei die Wurzel allen Übels?...  
Hast du dich je gefragt, was die Wurzel allen Geldes ist?«  
*Ayn Rand, Atlas wirft die Welt ab*

---

## I. EINLEITUNG

---

Beginnen wir mit einem Gedankenexperiment. Stellen Sie sich bitte vor, es gäbe plötzlich keine Banken mehr und die Leute müssten sich ab dem Eintritt dieses (zugegebenermaßen ungewöhnlichen) Ereignisses mit dem Geld, das sie gerade bei sich haben, begnügen. Ohne Banken können keine Zahlungstransaktionen mit Kunden – oder Kreditkarten durchgeführt werden. Somit würde sich die Liquidität des Einzelnen auf die paar Münzen und Banknoten in seiner oder ihrer Geldbörse beschränken. Wäre die ganze Wirtschaft in dieser Situation zu einem geradezu apokalyptischen Zusammenbruch verurteilt?

Übertragen wir nun unser Gedankenexperiment in eine reale Situation. Der oben skizzierte hypothetische Fall entspricht im Wesentlichen dem, was 1970 in Irland geschah, als ein Bankenstreik praktisch die gesamte Geldmenge im Land ein halbes Jahr lang einfro. Doch bevor wir dieses Szenario vorschnell mit dem Etikett »apokalyptisch« versehen, sollten wir uns vielleicht vor Augen halten, dass die Wirtschaftsleistung Irlands im Jahr 1970 de facto sogar gestiegen ist. Unter Ökonomen herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass der Bankenstreik der irischen Wirtschaft nicht wesentlich geschadet hat oder, wie Kiyotaki und Moore in ihren akklamierten Clarendon Lectures 2001 feststellten: »Die Wirtschaft hat nicht einmal gestottert!« (Kiyotaki und Moore, 2001). Der Grund, warum dieses abrupte Versiegen des Geldangebots keine verheerenden Folgen hatte, liegt wohl darin, dass

JESÚS CRESPO CUARESMA ist Professor für Makroökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien.

die Menschen angesichts ihres dringenden Bedarfs an Tauschmitteln einfach ihr eigenes Geld schufen. Es überrascht nicht, dass die Inhaber von Dorfgasthäusern, die üblicherweise hervorragend über die Kreditwürdigkeit ihrer Gäste informiert sind, eine wichtige Rolle bei der Entwicklung alternativer Finanzinstrumente spielten und so durch die Ausstellung von Schuldscheinen ein neues Zahlungsmittel in Umlauf brachten. Zwar haben einige Ökonomen aus dieser Erfahrung die politische Schlussfolgerung gezogen, es gelte, sozusagen als Versicherung gegen monetäre Schocks, das Trinken in den Kneipen zu fördern (James, 2005), doch lässt sich aus dieser historischen Episode tatsächlich etwas lernen, nämlich dass Geld jenes Merkmal besitzt, das Voltaire für Gott postulierte: Würde es nicht existieren, müsste (und würde) man es erfinden.

Trotz der zentralen Bedeutung des Geldes in den modernen Volkswirtschaften mag es den zufälligen Beobachter verblüffen, wie vergleichsweise wenig Aufwand getrieben wurde, um das Thema Geld in den Wirtschaftswissenschaften ernsthaft zu analysieren. Der vorliegende Artikel verfolgt einen doppelten Zweck. Einerseits geben wir einen kritischen Überblick über die analytische Erforschung des Geldes in der Wirtschaftswissenschaft. Andererseits behandeln wir in einem Exkurs die Rolle des Geldes in der modernen makroökonomischen Theorie. Vor allem aber wollen wir auf einige überraschende paradigmatische Widersprüche im Verhalten hinweisen, was die Aufnahme des Geldes in die mathematischen makroökonomischen Modelle betrifft.

Der vorliegende Artikel gliedert sich nach der Einleitung in drei Kapitel: Kapitel 2 enthält eine kurze Zusammenfassung und kritische Bewertung der modernen wirtschaftswissenschaftlichen Literatur zur Entstehung des Geldes. In Kapitel 3 findet sich eine detaillierte Erörterung der Aufnahme des »Geldes in die Nutzenfunktion«, wie sie in formalen monetären makroökonomischen Modellen verbreitet ist. Zugleich werden die erkenntnistheoretischen Probleme mit der Entwirrung dieser Verhaltensimplikationen in einen philosophischen Kontext gestellt. Kapitel 4 enthält schließlich die *Conclusio* und einige Gedanken zu einer möglichen zukünftigen Ausrichtung der einschlägigen Forschung.

---

## 2. GELD ALS TAUSCHMITTEL UND ELEMENT IN ÖKONOMISCHEN MODELLEN

---

Die durch die allgemeine Gleichgewichtstheorie in der modernen Wirtschaftswissenschaft geschaffenen Paradigmen erklären, warum Geld als Forschungsobjekt in formalen modernen Wirtschaftsmodellen nur eine untergeordnete Rolle spielt. Im methodischen Rahmen der allgemeinen Wirtschaftstheorie basiert der Modellierungsprozess auf fundamentalen mikroökonomischen Grundlagen. Auf dieser Abstraktionsebene bleibt unter den Annahmen vollständiger (symmetrischer) Information, fiktiver Märkte (*contingent markets*) und ohne die Berücksichtigung von Transaktionskosten einfach keinen Raum für die Existenz von Geld.

... dass Geld jenes Merkmal besitzt, das Voltaire für Gott postulierte: Würde es nicht existieren, müsste (und würde) man es erfinden.



Moderne mikroökonomische Modelle bedienen sich suchtheoretischer Settings, um die Verwendung bestimmter Güter wie Geld zu erklären. Der Aufbau dieser Modelle (siehe dazu die bahnbrechenden Arbeiten von Kiyotaki und Wright, 1989, 1993) lässt sich wie folgt zusammenfassen: Eine Wirtschaft wird von zahlreichen Akteuren bevölkert, die jeweils selbst ein Gut erzeugen, letztlich aber auch andere Güter konsumieren wollen. Diese Akteure treffen wahllos aufeinander und im Prinzip findet Handel unter ihnen immer dann und nur dann statt, wenn eine doppelte Koinzidenz der Bedürfnisse gegeben ist, nämlich wenn einer dieser Akteure gerade das produziert, was der andere konsumieren möchte. Kiyotaki und Wright führen nun in dieses Setting das Fiat- oder Kreditgeld ein, wobei sie nach Belieben einigen Akteuren ein lagerungsfähiges Gut zuordnen. Unter der Annahme, dass die Akteure keine langfristigen Vereinbarungen treffen können und das Verhalten Einzelner nicht öffentlich bekannt ist, weisen sie nach, dass sich schließlich Geld als Tauschmittel herausbilden wird.

Dieses einfache Setting wurde in den vergangenen Jahrzehnten oft und teilweise nach entsprechender Weiterentwicklung der Modelle herangezogen, um die Eigenschaften der monetären Gleichgewichte, die sich aus einer solchen Spezifikation ergeben, sowie die Charakteristika des Geldes unter verschiedenen Verhaltensannahmen zu erklären.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> WRIGHT (2008) gibt einen kurzen Überblick über die Literatur zu suchtheoretischen Modellen des monetären Austauschs.

Eine aus erkenntnistheoretischer Perspektive eminent wichtige Frage betrifft die Rolle, die die unterstellte Rationalität in solchen Modellen spielt. Wie weit können wir uns vom strikten Paradigma des *homo oeconomicus* entfernen und trotzdem noch theoretische Ergebnisse erhalten, die auf die Entstehung des Geldes hindeuten? Um diese Frage zu beantworten, wurden mehrere Verallgemeinerungen des Modells von Kiyotaki-Wright vorgenommen. Diese Weiterentwicklungen gehen davon aus, dass Individuen insofern nur begrenzt rational sind, als sie sich nur eines unvollständigen Teils ihrer Umgebung (vollständig) bewusst sind: Sie verfügen nur über begrenzte Informationen und ein begrenztes Erinnerungsvermögen. Wenn in diesem Szenario Individuen aus ihrer Erfahrung lernen, so entwickeln sie Geld als Tauschmittel. Allerdings sind Änderungen in monetären sozialen Institutionen weniger stabil als in einem durch rein rationale Akteure gekennzeichneten Umfeld.

Der Mechanismus, der im Paradigma nach dem Kiyotaki-Wright-Modell durch die Einführung von Geld zu Effizienzgewinnen führt, bringt uns zu Geld als einer »unbeabsichtigten sozialen Folgewirkung menschlichen Handelns« (Aydinonat, 2008, auch im Kontext der Entstehung des Geldes). Der eigentliche Kern der Kausalkette, die zu diesem Ergebnis führt, d. h. die Herausbildung einer Reihe von Hypothesen betreffend die Eignung eines Gutes als Tauschmittel, wird jedoch von außen in diesen Rahmen eingeführt und bleibt im Modell unberücksichtigt.

Unter der Annahme, dass die Akteure keine langfristigen Vereinbarungen treffen können und das Verhalten Einzelner nicht öffentlich bekannt ist, weisen Kiyotaki und Wright nach, dass sich schließlich Geld als Tauschmittel herausbilden wird.

... mögen ob der Tatsache verwundert sein, dass sich die orthodoxe Analyse des Geldes gar nicht allzu gründlich mit der Rolle befasst, die soziale (Macht-) Strukturen in Geldwirtschaften spielen.

Suchtheoretische Modelle des monetären Austauschs stellen ein gutes Beispiel für jenes Paradigma dar, dessen sich die moderne Wirtschaftsforschung bei der Annäherung an wissenschaftliche Fragen bedient. Der eigentliche Forschungsgegenstand, das Geld, wird aller seiner potenziellen Beziehungen zum Wesen des institutionellen Rahmens entkleidet und konzentriert sich nur noch auf seine ihm ursprünglich zukommende Eigenschaft. Geld ist ein Tauschmittel und nur das. Im Prinzip unterstellen orthodoxe Herangehensweisen an den monetären Austausch, dass die anderen beiden Funktionen des Geldes, nämlich jene als Rechnungseinheit und Wertanlage, auf natürliche Weise aus dieser primären Funktion folgern.

Die Schlüsselrolle, die das Fehlen der »*double coincidence of wants*«, also der wechselseitigen Übereinstimmung der Bedürfnisse, und die Kosten des Suchprozesses zur Erklärung der Entstehung von Geld spielt, bleibt jedoch im theoretischen Exkurs nicht unangefochten. Alchian (1977) betont dagegen in einer Arbeit, von der er ausdrücklich einräumt, dass sie aus Diskussionen mit Karl Brunner entstanden ist, die Ignoranz (etwas, das in der Sprache der modernen ökonomischen Modelle als unvollständige Information bezeichnet würde) als Katalysator des monetären Austauschs in einer Naturalwirtschaft. Er stützt sich hier auf ein qualitativ anderes Argument, wonach nämlich die Kosten der Bestimmung des intrinsischen Werts bestimmter Güter entscheidend für ihre Heranziehung als Tauschmittel sind. Diese Kosten können gesenkt werden, indem

man sich dazu eines Gutes wie Geld bedient. In diesem Setting bildet sich eine Gruppe von »Geld-Experten« heraus, die sich auf Grund ihrer Kenntnis dieses spezifischen Gutes auf den Intermediationsprozess spezialisieren. Es sollte betont werden, dass dieser Ansatz, der in der modernen Wirtschaftstheorie weniger prominent vertreten ist als andere Modelle, die auf der »*double coincidence of wants*« basieren, ein sehr nützliches Setting darstellt, um nicht nur die Entstehung des Geldes als Tauschmittel, sondern auch die parallele Entwicklung monetärer Institutionen wissenschaftlich zu evaluieren. Williamson und Wright (1994) sowie Berentsen und Rocheteau (2004) stehen exemplarisch für diese Strömung innerhalb der Literatur, die bei der Erforschung der Entstehung des Geldes als Tauschmittel in Naturalwirtschaften die Rolle des Informationsgewinns betont. Das – wie sich argumentieren ließe – faszinierendere Fachgebiet, nämlich das Wesen monetärer Institutionen, die sich parallel zur verbreiteten Verwendung des Geldes entwickeln, wurde in der Ökonomie bisher kaum bearbeitet und könnte die Grundlage für die weitere Erforschung von Modellen des monetären Austauschs bilden.

Philosophen, Soziologen und alle jene, die gar nicht wissen, wie sich Ökonomen des Mainstreams zum wissenschaftlichen Fortschritt stellen, mögen ob der Tatsache verwundert sein, dass sich die orthodoxe Analyse des Geldes gar nicht allzu gründlich mit der Rolle befasst, die soziale (Macht-) Strukturen in Geldwirtschaften spielen. Eine solche Kritik, die sich nicht nur gegen die Mainstream-

Ökonomie, sondern auch gegen die eher orthodoxe marxistische Tradition richtet, wird von Ingham (2001) erhoben, der bemängelt, dass *Geld als Abstraktion* in den meisten Geldtheorien gar nicht vorkommt. In diesem Sinne kann die Konzentration der Wirtschaftstheorie auf naturalwirtschaftliche Modelle durchaus als Symptom eines mangelnden Interesses gedeutet werden, sich mit den philosophischen Implikationen komplexerer Geldkonzepte auseinander zu setzen. Die Entstehung von Fiat- oder Kredit-Geld als präzise zu datierendes historisches Ereignis, das parallel zu bestimmten Änderungen in den sozialen Beziehungen eintrat (wie von Ingham, 1999, und Ingham, 2001, argumentiert wird), mag als Nachweis für die Notwendigkeit der weiteren (möglicherweise interdisziplinären) Erforschung des Wesens des Geldes und seiner Beziehung zum sozialen Wandel gelten.

Schon die grundlegende Diskussion, die es zu führen gilt, bevor man sich an einer konstruktiven Kritik der Geldtheorie versucht, nämlich die Festlegung des eigentlichen Studiengegenstandes, ist problematisch. Während sich die meisten Ökonomen (in Umschreibung von Lapavistas, 2005) auf Geld als »Ding« beziehen, geht die Kritik in Soziologie und Philosophie von der Definition des Geldes als einer »sozialen Beziehung« aus. Logisches Ergebnis einer solchen widersprüchlichen Betrachtung des Studiengegenstandes ist eine radikale Trennung zwischen der ökonomischen und der soziologischen Geldforschung. Laidler und Rowe (1980) erklären ausdrücklich, Ökonomen hätten Georg Simmels *Philosophie*

*des Geldes* (1900), das mit gutem Grund als eines der bedeutendsten Werke der modernen Soziologie gilt, einfach ignoriert. Sie schreiben: »die interessante Frage [...] lautet nicht, warum die Ökonomen Simmel zuletzt ignoriert haben, sondern eher, ob die [Ö]konomie durch diese Missachtung nicht bedeutenden Schaden genommen hat«, (Laidler und Rowe, 1980, Seite 97). Dass Simmel als wesentlicher Referenzpunkt der Ökonomie des Geldes keine größere Bedeutung erlangt hat, erscheint noch überraschender, wenn man bedenkt, dass sich die in seiner Arbeit dargelegten Argumente ausdrücklich auf das Grenzwertparadigma stützen, das ja sonst ein Grundstein all dessen ist, was wir heute als die orthodoxe Ökonomie betrachten. Laidler und Rowe (1980) führen als Beleg für diese These einige Passagen aus Simmels *Philosophie des Geldes* an, die verblüffend an jene Argumente erinnern, die Milton Friedman fast ein halbes Jahrhundert danach vorgelegt hat. Überraschender Weise betonen Laidler und Rowe (1980) den starken Einfluss, den sowohl Carl Menger als auch Aydinonot (2008) auf Simmel ausgeübt haben, doch sie beziehen sich dabei auf Modellerstellungsstrategien in der Art von Kiyotaki-Wright.

---

### 3. GELD IN DER MODERNEN MAKRO- ÖKONOMIE: VON DER SUCHE ZUM NUTZEN

---

Das Bemühen der Ökonomen um einfache, abstrakte Modellrahmen zur Erfassung komplexer Probleme erreicht mit der Einführung

»die interessante Frage lautet nicht, warum die Ökonomen Simmel zuletzt ignoriert haben, sondern eher, ob die Ökonomie durch diese Missachtung nicht bedeutenden Schaden genommen hat«

LAILDLER und ROWE, 1980

des Geldes in die makroökonomischen Modelle einen gewissen Höhepunkt. Wie oben bereits skizziert, hängt die Problematik der Reproduktion monetärer Phänomene in wirtschaftlichen Modellen mit der Tatsache zusammen, dass es im neoklassischen Paradigma keinen offensichtlichen Grund gibt, warum Konsumenten (von der Art des *homo oeconomicus*) überhaupt Geld besitzen sollten.

Zur Begründung der Existenz des Geldes in der Wirtschaft werden zwei Modellierungsinstrumente in Form von Annahmen herangezogen. Wir wollen die Auswirkungen monetärer Impulse als Kräfte verstehen, die Gesamtproduktion und Gesamteinkommen in die Höhe treiben. Einerseits gehen so genannte Cash-in-Advance-Modelle davon aus, dass ein Güterkauf nur dann möglich ist, wenn der benötigte Geldbetrag dem Konsumenten jeweils schon im Voraus zur Verfügung steht. Das würde bedeuten, dass in einer solchen Wirtschaft *der Annahme nach Geld* im Voraus da sein muss. Ein anderes Szenario, das zwingend nahe legt, dass die wirtschaftlichen Akteure in dynamischen allgemeinen Gleichgewichtsmodellen des Geldes tatsächlich Geld besitzen, beruht auf der Hypothese, dass eine positive Korrelation zwischen Geld und der Nutzenfunktion der Individuen besteht. Die üblichen Annahmen einer konkaven Nutzenfunktion werden auch in Bezug auf Geld getroffen, was impliziert, dass *ceteris paribus* der Besitz von mehr Geld den Nutzen immer (wenn auch in abnehmendem Maße) erhöht.

Die wirtschaftlichen Akteure, die sich im Übrigen wie superintelligente, unbegrenzt

vorausschauende Individuen verhalten, sind im abstrakten Setting monetärer makroökonomischer Modelle somit bestrebt, ein Gut nicht zum Konsum, sondern zur Erleichterung des Handels zu besitzen. Außerdem beziehen sie von Geld ebenso wie von Konsumgütern einen Nutzen. Die Aussagen einer paradigmatisch konträren Denkschule gleichen diesem Ansatz, und zwar dort, wo es darum geht, die Beziehung zwischen den Akteuren und ihren Tauschmitteln zu präzisieren: »Ich gebe vor, ein rationales, utilitaristisches Subjekt zu sein, das genau weiß, wie die Dinge stehen, tatsächlich aber verkörpere ich meinen uneingestanden Glauben an den Fetisch Geld.« (Žižek, 2009, 65). Es mag scheinen, als würden bei einem postmodernen Drehen der Schraube die Annahmen in marktwirtschaftlichen Modellen, die eigentlich dem Mainstream zuzurechnen sind, jenes typische Verhalten widerspiegeln, das wir in marxistischen Beschreibungen der kapitalistischen Gesellschaft vorfinden, und zwar insbesondere in jenen, die sich auf den Waren-(Geld-)Fetischismus beziehen. Der Unterschied bei den Gründen für die Betonung der Beziehung zwischen Glück und Geld erscheint im Vergleich der beiden Paradigmen jedoch verblüffend. In der Mainstream-Ökonomie ergibt sich die intuitive Verbindung zwischen dem Besitz von Geld und dem erzielten Nutzen durch die Vorteile, die der Gebrauch des Geldes in Transaktionen mit sich bringt. Hingegen basiert der marxistische Ansatz auf dem Warenfetischismus und stützt sich auf die privilegierte Rolle, die Geld als Verkörperung sozialer Beziehungen in kapi-

... dass es im neoklassischen Paradigma keinen offensichtlichen Grund gibt, warum Konsumenten überhaupt Geld besitzen sollten.





talistischen Volkswirtschaften spielt. Gerade diese zentrale Rolle des Geldes im Rahmen sozioökonomischer Beziehungen verleiht ihm in der marxistischen Interpretation die Eigenschaft, tatsächlich Waren oder Dienstleistungen kaufen zu können. Wie Žižek (1997, 105) es ausdrückt: »...die Tatsache, dass Geld uns den Erwerb von Waren auf dem Markt ermöglicht, ist keine direkte Eigenschaft des Geldes als Objekt, sondern resultiert aus der Verortung des Geldes innerhalb der komplexen Struktur sozioökonomischer Beziehungen. Wir bezeichnen eine bestimmte Person nicht deshalb als »König«, weil diese Person »per se« (auf Grund ihres charismatischen Charakters oder dergleichen) ein König ist, sondern weil sie in einem Gefüge sociosymbolischer Beziehungen die Position des Königs einnimmt«. Ein Vergleich zwischen orthodoxen/marginalistischen Abstraktionsinstrumentarien und ihrem marxistischen Gegenstück zeigt, dass beim Genotyp des wirtschaftlichen Akteurs in einer Marktwirtschaft enorme Unterschiede bestehen, während der Phänotyp gleich ist. Das wiederkehrende Äquivalenz-Problem in der Beobachtung, mit dem die Wirtschaftswissenschaften zu kämpfen haben, macht sich also auch hier bemerkbar.

Die offensichtlichen Schwierigkeiten, Fragen im Zusammenhang mit der Entstehung des Geldes anhand historischer Daten zu behandeln, haben eine empirische Literatur hervorgebracht, die sich entweder auf anekdotische Belege in Form von Fallstudien oder aber auf kontrollierte Laborexperimente stützt. Insbesondere wollen manche experimentelle Studi-

en das Auftauchen des Geldes unter Rückgriff auf eine bestimmte Gruppe von Subjekten reproduzieren, die in den von Kiyotaki-Wright (1989) skizzierten Rahmen gestellt werden. Die Handelsmuster dieser Subjekte werden verfolgt und die Schlussfolgerungen der suchtheoretischen Modelle des monetären Austauschs anschließend »im Labor überprüft«.<sup>2</sup> Diese Art der empirischen Forschung ermöglicht zwar keine präzisen Schlussfolgerungen, doch in derartigen experimentellen Settings (s. Brown, 1996, sowie Duffy und Ochs, 1999) lässt sich systematisch beobachten, dass Güter mit geringen Lagerkosten auf natürlichem Wege als Tauschmittel auftauchen.

---

#### 4. CONCLUSIO UND ZUKÜNFTIGE AUSRICHTUNG

---

Diese Arbeit beinhaltet eine kritische Beleuchtung des Kenntnisstandes zum Thema Geld in der modernen Wirtschaftswissenschaft. Wie in der Mainstream-Ökonomie liegt der Schwerpunkt auf der Entstehung des Geldes als Tauschmittel, wobei teilweise von seiner Rolle als Rechnungseinheit und Wertaufbewahrungsmittel abstrahiert wird.

Die verschiedenen, in diesem Beitrag analysierten Modellierungsinstrumentarien folgen einem bestimmten erkenntnistheoretischen Ansatz, der massiv durch die Funktion

---

<sup>2</sup> Derartige experimentelle Methoden wurden nicht widerspruchsflos hingenommen, doch eine umfassende methodische Kritik der experimentellen ökonomischen Forschung würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Gerade diese zentrale Rolle des Geldes im Rahmen sozioökonomischer Beziehungen verleiht ihm in der marxistischen Interpretation die Eigenschaft, tatsächlich Waren oder Dienstleistungen kaufen zu können.

der *unsichtbaren Hand* als Aggregation individueller rationaler Mechanismen beeinflusst ist. Diese dienen als Katalysatoren für die Entstehung des Geldes. In diesem Sinne kann die Erforschung des monetären Austauschs in der Wirtschaft direkt in das aktuelle wirtschaftswissenschaftliche Paradigma gestellt werden, das durch die fehlende Einbindung in bestimmte institutionelle und soziale Settings gekennzeichnet ist.<sup>3</sup> Tatsächlich ist der Beitrag des Einzelnen unter Berücksichtigung der Fragmentierung der Wirtschaftstheorien in diesem Forschungszweig als unvollständige, abstrakte Darstellung der Realität zu betrachten. Im Sinne Aydinonats (2008) gilt es, an diese individuellen Modelle wie an Elemente eines Meta-Modells heranzugehen, das die Funktion der individuellen Handlungen rationaler Akteure bei der Beschleunigung des Wandels auf gesellschaftlicher Ebene betont.

Die aktuellen Finanzkrisen haben zu einer verbreiteten Kritik dieses Paradigmas geführt. In der Mainstream-Ökonomie sind Stimmen laut geworden, die eine Neuausrichtung des wissenschaftlichen Ansatzes in dieser Disziplin fordern, um ihrer Darstellung der Realität einen Rahmen zu geben (s. Colander et al., 2009). So könnte eine zukünftige Analyse des Geldes verschiedene Wege sondieren, die bisher noch kaum beschrieben wurden. Die aktuelle Diskussion über paradigmatische Veränderungen in der Ökonomie wird uns möglicherweise bei der zukünftigen Ausrichtung der Wirtschaftswissenschaften hilfreich sein. Gefordert ist jedenfalls eine Analyse der Wechselwirkung zwischen den institutionellen Settings und dem Verhalten des Individuums bei der Entstehung und Entwicklung von Geld als Tauschmittel.

<sup>3</sup> Dies ist nicht als Kritik, sondern als faktische Beschreibung der Bedeutung zu verstehen, die Abstraktion und partielle Darstellungen der Realität in der zeitgenössischen Wirtschaftstheorie einnehmen. Crespo Cuaresma (2009) behandelt diese Frage im Detail und zieht dabei Parallelen zur modernen Kulturtheorie.

Gefordert ist jedenfalls eine Analyse der Wechselwirkung zwischen den institutionellen Settings und dem Verhalten des Individuums bei der Entstehung und Entwicklung von Geld als Tauschmittel.



## REFERENZLITERATUR

- ALCHIAN, A.A. (1977): *Journal of Money, Credit and Banking* 9, S. 133–140.
- AYDINONAT, N.E. (2008): *The Invisible Hand in Economics: How Economists Explain Unintended Social Consequences*. London/New York: Routledge.
- BERENTSEN, A. & G. ROCHETEAU (2004): »*Money and Information*«, in: *Review of Economic Studies* 71, S. 915–944.
- BROWN, P. M (1996): »*Experimental Evidence on Money as a Medium of Exchange*«, in: *Journal of Economic Dynamics and Control* 20, S. 583–600.
- COLANDER D., H. FÖLLMER, A. HAAS, M. GOLDBERG, K. JUSELIUS, A. KIRMAN, T. LUX und B. SLOTH (2009): *The Financial Crisis and the Systemic Failure of Academic Economics*. Middlebury College Working Paper Series 0901, Middlebury College, Department of Economics.
- CRESPO Cuaresma, J. (2009): »*The Tyranny of the Status Quo: Economic Modeling, Economic Policy Paradigms, and the Financial Crisis*«, in: A. OBERPRANTACHER und M. L. FRICK (Hg.): *Power and Justice in International Relations*, Ashgate: Aldershot.
- DUFFY, J. und J. OCHS (1999): »*Experimental Evidence on Money as a Medium of Exchange. An Experimental Study*«, in: *American Economic Review* 89, S. 847–877.
- INGHAM, G. (1999): »*Capitalism, Money and Banking: a Critique of Recent Historical Sociology*«, in: *British Journal of Sociology* 50, S. 76–96.
- INGHAM, G. (2001): »*Fundamentals of a Theory of Money: Untangling Fine, Lapavitsas and Zelizer*«, in: *Economy and Society* 30, S. 304–323.
- JAMES, K.R. (2005): *Making a Virtue of the Mother of Invention. Präsentation anlässlich der Konferenz Achieving Financial Stability in Small Sophisticated Economies*. Ljubljana 27.–29. Oktober 2005.
- KIYOTAKI, N. und J.H. MOORE (2001). *Evil is the Root of all Money*. Serie Clarendon Lectures, Vorlesung 1.
- KIYOTAKI, N. und J.H. MOORE (1989): »*On Money as a Medium of Exchange*«, in: *Journal of Political Economy* 97, S. 927–54.
- KIYOTAKI, N. und J.H. MOORE (1993): »*A Search-Theoretic Approach to Monetary Economics*«, in: *American Economic Review* 83, S. 63–77.
- LAIDLER, D. und N. ROWE (1980): »*George Simmel's Philosophy of Money: A Review Article for Economists*«, in: *Journal of Economic Literature* 18, S. 97–105.
- LAPAVITSAS, C. (2005): »*The Emergence of Money in Commodity Exchange, or Money as Monopolist of the Ability to Buy*«, in: *Review of Political Economy* 17, S. 549–569.
- WILLIAMSON, S. und WRIGHT, R. (1994): »*Barter and Monetary Exchange Under Private Information*«, in: *American Economic Review* 84, S. 104–123.
- WRIGHT, R. (2008): *Search and Matching Models of Monetary Equilibrium*. Eintrag im *The New Palgrave Dictionary of Economics*, 2. Auflage, Herausgeber Steven N. Durlauf und Lawrence E. Blume, Palgrave Macmillan: Basingstoke und New York.
- ŽIŽEK, S. (1997). *The Plague of Fantasies*, London & New York: Verso.
- ŽIŽEK, S. (2009). *First as Tragedy, Then as Farce*, London & New York, Verso 2009.